

Solo verbo XXII: Von Prinzen und Prinzipien

Prinzen sind merkwürdige Geschöpfe. Nichts Halbes und nichts Ganzes, weder richtig Könige, noch richtig Untertanen. Als *Celebrities* für Boulevardmagazine zwar höchst attraktiv, aber doch immer unfertige Wesen des Übergangs, Geschöpfe zwischen *noch nicht* und *vielleicht irgendwann einmal*. Reservekönige auf Abruf.

In manchen Geschichten freilich bilden sie das vorläufige Endstadium einer *Metamorphose*, einer *Lurchmetamorphose* nämlich: vom Ei über die Kaulquappe über den Frosch, der nach ekelbehafteter Lippenberührung in die Vollendung zerplatzt. Nicht selten werden sie qua Prinzwerdung Halbgöttern gleich, denn danach ist es ihr Job, derjenigen, die sich zur jungfräulichen Beschlabberung niederrang, fortan an als Sehnsuchts-Erlöser zu dienen.

Prinzen, vor allem *kleine*, geistern durch die Niederungen der Andachtskultur, da die paar Seiten *Saint-Exupéry* selbst Theologen als Lektüre zuzumuten sind. Und – rasch gelesen und halbwegs verstanden – dilettieren die Berufstrostspender dann munter in der Mediziner-Disziplin der *Kardioophthalmologie*, der poesiealbumsweisen Herzaugenheilkunde. (Bitte gehen Sie nicht! Ich verspreche, dies wird heute die einzige Erwähnung des *kleinen Prinzen* bleiben. Hören sie auch nicht auf die Lästler! Es ist unwahr, dass der französische Autor nach einer Transplantation dem Satz „Man sieht nur mit dem Herzen gut“, noch einen weiteren hinzugefügt hätte: „mit dem zweiten sieht man besser.“)

Prinzen und Prinzessinnen sind Aspiranten auf den königlichen Thron. Aber wenn es Ihrer Majestät beliebt, hundert Lebensjahre zu erreichen, bleiben Prinzen noch im eigenen Greisenalter nichts als Prinzen. Manchen Hofrebellin geht die *Prinzenrolle* gehörig auf den Keks, auch wenn sie den Schokoladen-Luxus in der Mitte des royalen Gebäcks in der Regel nicht verschmähen. Brav

und vaterlandstreu sollen sie sein, Skandale meiden, sich militärisch ausbilden lassen und als Charity-Promis die Welt bereisen.

Vieles ist jedoch in Bewegung geraten. Inzwischen wurde sogar schon die Pflicht gelockert, innerhalb des königlichen Flechtwerks heiraten zu müssen. Fernsehmoderatorinnen und mittelmäßig begabte Jurastudentinnen-Seriendarstellerinnen werden nach vorübergehendem Knirschen der (groß)elterlichen dritten Zähne als probate Gattinnen akzeptiert. Für eine Prinzessin darf auch schon mal der eigene Fitnesstrainer der Mann des Herzens sein. Dank dieser Lockerung der Eheanbahnungsverfahren werden – angesichts der damit verbundenen Reduktion der Inzucht – heutzutage überwiegend zurechnungsfähige und sogar ansehnliche Nachwuchsadlige geboren. Homosexuelle Neigungen, die rein statistisch auch in diesen Kreisen vorkommen müssten, werden in der Regel nicht offen ausgelebt und diskret verschwiegen. Ludwig der Zweite mag die Ausnahme gewesen sein.

Doch allen royalen Reformen zum Trotz gilt immer noch eines: Wer von Prinzen redet, darf von Prinzipien nicht schweigen, von Codices, von Protokollen und Grundsätzen, von Regeln und Pflichten, von Herrschaft und Macht. Ich bin nicht allein durch meine Liebe zur Alliteration, sondern auch durch die sachliche Nähe der beiden Begriffe zu der Überschrift „Von Prinzen und Prinzipien“ gekommen. Und die Brücke von den Anfangsbetrachtungen zum theologischen Fokus dieses Abends wird Ihnen, so hoffe ich, gleich einleuchten.

Die Reihe „solo verbo“ arbeitet sich ja an den einzelnen Topoi des christlichen Glaubensbekenntnisses ab. Und da heißt es nach dem Passus über die Himmelfahrt nun, Christus sitze zur Rechten Gottes. Und da *Gottvater* auch in der hebräischen Tradition schon oft, vor allem in den Psalmen, als König tituliert wurde, und *Christus* auf Erden unermüdlich von der Herrschaft der Himmel gepredigt hatte, muss von diesem doch wohl gelten, dass er, der Königssohn, als eine Art *Prinz* zu verstehen sein müsste, auch wenn dieses Wort

im Neuen Testament nicht ein einziges Mal auf ihn angewandt wird. Und als Teilhaber der himmlischen Macht dürfte auch er für die *Prinzipien* des Ganzen mit zuständig sein.

Wenn wir heute von *Prinzipien* sprechen, meinen wir zumeist unumstößliche Grundregeln. Hier aber geht es noch um mehr als dies. *Principium* bedeutet *Anfang*, wie beim eingangs zitierten Johannes: *Am Anfang war das Wort*. Zwar nimmt – heilsgeschichtlich gelesen – Christus erst nach seiner Himmelfahrt den Platz auf dem Thron ein, doch ist er – theologisch immanent gelesen – immer schon Teil des ewigen Gottes und war also auch am Anfang der Schöpfung schon dabei. Wenn also gilt: *in principio erat verbum* und wir wissen, dass bei Johannes Christus das fleischgewordene Wort ist, dann ist Christus auch Gottes *Prinzip*.

In drei Schritten werde ich mich nun dem Sitzen des prinzipiellen Prinzen zur Rechten Gottes anzunähern versuchen, in erstens: *theokathedralogischen*, zweitens: *theolokalisatorischen* und drittens: *theokratiekritischen* Erwägungen.

1. *Theokathedralogie: Wolkenbank oder Thron? Der sitzende Gott*

Theokathedralogie: das Kunstwort klingt nach großer Kirche, und Kirchen werden ja auch häufig Gotteshäuser genannt. Doch ist der Begriff *Kathedrale* von der Idee des Bischofssitzes abgeleitet. *Kathedra* bedeutet schlicht *Sitz* oder *Stuhl*. Dass Gottes Geist in der Kirche wehe, wird gelegentlich behauptet, auch wenn mancherlei Erfahrung dagegen sprechen mag. Ein für den Bischof oder Priester eigens eingerichteter Prunkstuhl sollte jedoch keinesfalls als Sitzplatz des himmlischen Vaters vorgestellt werden, egal wie *ich-inflationär* sich manche Geistliche in ihrem selbstempfundenen Glanz auch vorkommen mögen.

Theokathedralogie ist also die *Gottssitzlehre*. Wie mag ein Sitzen Gottes vorzustellen sein? Während der Wüstenwanderungen Israels zu Zeiten der Stiftshütte und der Bundeslade mag sich Gott noch mit Camping-Utensilien

zufriedengegeben haben. Doch haben unsere Vorstellungen vom Sitzen Gottes mit den Möbeln, die wir zum Frühlingsausbruch in den Garten stellen, wohl wenig gemein. So ein Gott, der König heißt, er mag wohl, wie die Psalmen singen, schon mal auf den Wolken reiten, doch seiner Königswürde gebührt nichts Geringeres als ein Thron. Kaum ein anderes Moment des Glaubensbekenntnisses als das des *sitzenden Gottes* löst so viele bildhafte Vorstellungen aus, Bilder, die wir uns ja eigentlich nicht machen sollen. Aber hier sind wir geradezu herausgefordert, Gott anthropomorph zu denken, denn zum Sitzen braucht der eigentlich Unbeschreibliche nun mal eine körperliche Vorrichtung im schnöden Vier-Buchstaben-Bereich. Solchen und anderen unvermeidlichen Imaginationen verdanken wir die irgendwie öden, aber doch nachvollziehbaren Aussagen der Vielen, die sich einen „alten Mann mit Bart, der in den Wolken sitzt“, nicht mehr vorstellen mögen.

Das Bild des menschenähnlich Sitzenden steckt voller Gefahren. Der Prophet Jesaja bei seiner Berufung, er ist überzeugt, dass er gleich sterben muss, denn er hat als wohl einziger den Unanschaulichen sitzend auf seinem Thron gesehen.

Was wir heute ziemlich vergessen haben: Sitzen-Dürfen ist eigentlich Ausdruck von Macht. Diener und Untertanen müssen stehen. So war es bei Hofe, so war es bei Tisch. Nehmen wir das Setting hier und heute – Sie und ich. Ja, auch ich übe ein wenig Macht aus, indem ich rede und Sie schweigen. Aber die Chefs sind Sie, denn Sie dürfen sitzen. Ich bin Ihr Diener.

In modernen Zeiten scheint die Sitzkultur insgesamt recht demokratisch eingerichtet zu sein. Doch man täusche sich nicht. Selbst in angeblich mit flacher Hierarchie geführten Unternehmen: den größten, edelsten und teuersten Stuhl besetzt auch dort vermutlich nicht gerade der Pförtner. Heute verbringen die meisten von uns die meiste Zeit im Sitzen. Proktologen verdienen gutes Geld an uns. Und nirgends in der Möbelindustrie wird so eifrig geforscht und innovativ entwickelt wie bei der Herstellung von ergonomisch vorteilhaften

Sitzgelegenheiten. Doch selbst noch wenn man sich einen Gymnastikball als Möbel an den Schreibtisch rollt, wird man sich eingestehen müssen: Sitzen und Aktiv-in-Bewegung-Sein wollen nicht so ganz zueinander passen.

Die sogenannte *Triplex-Munus-Lehre* der Reformatoren unterteilt die Wirksamkeit Christi in *drei – Achtung! – Ämter*, nämlich das prophetische, das priesterliche und das *königliche* Amt, wobei letzteres auf das gottkönigliche himmlische Thronen zielt. Während in der Alten Kirche die Ämterlehre zuallererst der Fundamentierung der Hierarchie der Geistlichen diente, haben ausgerechnet die institutionenkritischen Reformer Christus zum *Beamten* gemacht. Müssen diejenigen, die an einen persönlich-anthropomorph vorgestellten Gott glauben, sich noch wundern, wenn der Allmächtige nicht eingreift, um das Leid zu lindern? Er ist Beamter, und Sitzen ist des Beamten vornehmste Tätigkeit. Und wer erst einmal gut sitzt, erhebt sich nicht gern und krempelt sich die Ärmel hoch.

Der sitzende Christus-Gott wird denen ähnlich, die *quasi-königliche Ämter* in der Kirche bekleiden, sich darum kümmern, dass die Sitzordnung nicht durcheinandergerät und sich – was freilich nicht für alle gilt – der beamtenrechtstypischen *Besitzstandswahrung* widmen. Viele der Hochamtsträger halten kirchlich-theologisch fest, was gerade noch festzuhalten geht, kaprizieren sich gern an so heilsentscheidenden Themen wie dem, dass man am Karfreitag nicht tanzen darf. In manchen Landeskirchen beziehen sie ihr stattliches Gehalt abzugsfrei lebenslang, auch dann, wenn sie beispielsweise nach alkoholbedingten Verstößen gegen die Straßenverkehrsordnung frühzeitig aus dem aktiven Dienst ausscheiden. Ich fürchte, und dies sei meine theokathedralogische Schlussfolgerung, dass wir mit Kirche und Theologie nicht mehr weit kommen, wenn wir weiter an der Vorstellung eines sitzenden Beamtengottes festhalten.

2. *Theolokalisation: Rechts der links? Und von wo aus gesehen?*

Auf der Suche nach dem Ort des Thronsitzes Gottes habe ich in mein Navigationsgerät einfach einmal „Christus“ eingegeben. Der erste Zielort, der mir nach kurzem Warten vorgeschlagen wurde, verwies in die unmittelbare Nähe, nicht einmal fünfzig Meter von hier. Ein Juweliergeschäft am hiesigen Ende der Breiten Straße. Ich dachte: Gold und Kronjuwelen, vielleicht ist das eine gute Richtung, doch dann befand ich es als zu materialistisch gedacht. Der zweite Fund schlug – schon ein wenig weiter entfernt – die Praxis eines Arztes vor, gleichen Namens wie der Juwelier. Immerhin ganz nah beim Ratzeburger Dom gelegen, doch wenn überhaupt, dann dürfte es sich hier nicht um den Dienstsitz des königlichen, sondern des heilend-priesterlichen Amtes Christi handeln. Als ein drittes Ziel, allerdings in allerweitester Ferne, wurde mir noch *Christchurch* angeboten, ein Ort also, wo jüngst ein wahrscheinlich schwer gestörter, aber im Sinne eines reinen christlichen Neuseelands fünfzig Musliminnen und Muslime von zwei bis siebzig Jahren getötet hat. *Da* will ich Gott lieber nicht suchen. Ziele jenseits der Oberfläche unseres Planeten zeigte mein Navi nun allerdings nicht an. So wurde mir klar, dass in den Zeiten der *transzendentalen Obdachlosigkeit*, wie George Lukacs die Moderne nannte, wir wohl dazu verdammt sind, uns horizontal orientieren zu müssen.

Was nun das Oben oder Unten Gottes betrifft, werde ich nachher noch in der *Theokratiekritik* ein paar Worte sagen, und mich jetzt beim theologischen Lokalisierungsversuch auf die Frage nach Rechts und Links beschränken. Rechts oder Links, das ist, abgesehen von den typischen Fahrer/Beifahrer-Debatten, immer eine Standpunktfrage. („*Nein, links! Das andere Links!*“) In einer Kirche, zum Beispiel, gibt es kein Rechts und Links an sich. Sie, meine Damen und Herren, sitzen zwar zu meiner Linken, aber zur halbwegs korrekten Ortsangabe Ihrer Plätze kann ich nur sagen, sie befinden sich nordwestlich vom Altar. Denn von wo aus sollte man rechts und links bemessen. Sehr hübsch sind übrigens immer wieder die besorgten Nachfragen von Brautpaaren, ob die Braut

nun rechts oder links vom Bräutigam gehen müsse. Egal, was man empfiehlt, in jeder Hochzeitgesellschaft ist eine entfernte Tante zugegen, die weiß, dass die beiden das gerade falsch gemacht haben und auf diese Weise wohl ihrem Unglück entgegenschreiten dürften.

Dass Christus rechts vom allmächtigen Vater sitzen soll, ist auch binnentheologisch gedacht schon ein Unding. Wenn gemäß der Trinitätslehre, zu deren Nachsinnen es ohnehin diverser Spezialverschaltungen in unseren Synapsen bedarf: wenn Gott in seiner prinzipiellen Dreiheit immer nur einer ist, dann bräuchte er schon erstaunliche Kompetenzen, um gleichzeitig *neben sich* zu sitzen. (An schlechten Tagen geht es aber gefühlt auch vielen von uns so.) *Rechts* muss Christus sitzen. Warum? Weil eine Welt, die zu 85% von Rechtshändern bevölkert wird, rechts die dominante, die starke, die aktive und gute Seite sieht. So ist selbstverständlich Christus als die aktiv handelnde Persona Gottes auch rechts zu verorten. (Kleine Nebenbemerkung, da ich ja gerade auch mit einer Ringvorlesung über *fake science* beschäftigt bin: Behaupten Sie mal in einer Runde, Wissenschaftler hätten festgestellt, dass auf der Südhalbkugel die Linkshänder deutlich in der Überzahl seien, und das habe mit der Erdrotation zu tun. Sie werden staunen, wie viele Ihnen das glauben werden!)

In unserer Sprache steht *rechts* für das Recht, das Gerechte und das Richtige, während wir mit *links* gelinkt werden, linkisch agieren oder uns, dem lateinischen Wort folgend, in *sinisteren* Kreisen bewegen. Rechts und links bleibt dabei immer eine Standpunktfrage. Wenn die AfD vermeldet, die jüngst geschehene In-Brand-Setzung ihrer Wahlkampfmobile hätten Linksradikale zu verantworten, dann meint sie wohl alle anderen, außer ihren eigenen Mitgliedern.

Christus muss auch zur Rechten sitzen, weil die linke Hand als unrein gilt. Das hängt damit zusammen, dass man sich in Zeiten vor *Vierlagig-Sanft* und *Hakle-*

Feucht mit der puren linken Hand den Körperbereich zu säubern pflegte, der auch beim Sitzen zum Einsatz kommt. (Vergleiche erstens: *Theokathedralogie*.)

Fragt sich aber schließlich, wo dann auf dem trinitarischen Thron noch der *Heilige Geist* zum Sitzen kommen kann. Thematisiert wird das in der Bibel nirgends, doch konsequenterweise bleibt ja nur der Platz zur *Linken* des Vaters. Das wäre auch einigermaßen konsequent, denn betrachtet man die relativ geringe Aufmerksamkeit, welche die Theologie dieser dritten, schwer fassbaren und kaum zu bändigenden göttlichen Person bislang zukommen ließ, dann hat der Heilige Geist zumindest in dieser Hinsicht die Arschkarte gezogen.

3. *Theokratiekritik: Christus regiert. Wirklich? Wie und wo denn?*

Sechs Wochen lang war, bis vor kurzem, *Jonathan Meese* mit einer wilden Installation in St. Petri zu Gast, die nicht nur fast jeden Quadratmeter unseres Fußbodens bedeckte, sondern auch noch die lichten Höhen des Raumes in Beschlag nahm. Viele waren begeistert, aber längst nicht alle.

Denkmalpflegerisch Besorgte, Hüterinnen und Hüter der Ordnung unserer Stadt und der Reinheit unserer Kirchen haben auch mich persönlich angegriffen und verflucht. Dass sie Meeses Kunst nicht mochten, gestehe ich ihnen gerne zu. Dass sie allerdings nicht einmal *versucht* haben, das Anliegen des Künstlers zu verstehen, das nehme ich ihnen schon ein wenig übel.

Meese wollte mit diesen Massen an scheinbar wertlosem Material diesen Ort vorübergehend von seiner ehrfurchtgebietenden Aura befreien. Er wollte den Herrschaftsanspruch, den er in einem solchen Bau vermutet, experimentell neutralisieren. Ich habe Jonathan schon bald, in seinem Anspruch, festgefahrenen Ideologien, auch religiöse, zu bekämpfen, als einen Bruder im Geiste erkannt. Wenn er die *Diktatur der Kunst*, wie er sie nennt, propagiert, dann meint er keineswegs, wir sollten ihn als Künstler zum Herrscher machen, sondern: wir sollten das, was in Natur und künstlerischem Spiel zwangsläufig und aus sich heraus geschieht, wirken lassen und damit umgehen lernen. Wenn

Christus von der *Herrschaft der Himmel* sprach, dann meinte er etwas ganz ähnliches wie Meese mit der *Diktatur der Kunst*, nämlich gerade *keine* Herrschaft wie nach Menschen Art, sondern eine Umwertung der Werte, welche Oben und Unten vertauscht und durcheinanderbringt, eine Herrschaft, in der die Liebe den Willen zur Macht ersetzt.

Doch wie so oft liegt's, *solo verbo*, an den Worten, dass wir das Eine hören und das Andere, Gleichbenannte darum nicht anders verstehen. Denn postuliert man *keine Macht*, gebraucht man immer noch das Nomen *Macht*, und *Macht* bleibt folglich hängen. Der Impuls, das Gottesmachtspiel aufzulösen, sehr wahrscheinlich war er da, als Jesus noch nicht saß, sondern vor allem wandernd predigte, der Impuls, das ganze Prinzipienspiel zugunsten des Lebens auszuhebeln. Doch was ist geblieben? Im Credo? Eine sesshafte Ortsbestimmung Gottes, in der ein mittig sitzender, verbeamteter königlicher Vater die Prinzipien festhält und die Hierarchie von oben garantiert. Christus ein ebenfalls behördentauglicher prinzipientreuer Prinz, der einst ein charismatischer Erdenwanderer war, und nun stolz, aber arm an Einfluss neben ihm sitzt. Wie es war *in principio*, so auch jetzt und immerdar. Über Thronnachfolgeregelungen muss man in der Ewigkeit *eo ipso* nicht ernsthaft nachdenken. Und die Statik dieser Herrschaftsvorstellung bildet sich auch ab in der Art und Weise, wie Kirchen sich organisieren. *Ämter*, Kanzleien und *Sitze*. Und immer schön *rechtgläubig* bleiben.

Synoden. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich lobe und preise die Menschen, die sich – mehrheitlich ehrenamtlich – engagieren, um ihrer Kirche Gutes zu tun. Das System ist das Problem. Denn was tun sie überwiegend? Sitzen, sitzen, sitzen. Und wenn das Thema durchgesessen ist, wird es delegiert an Kirchenämter. Dort wird es ausgesessen. *Pastorenanzahlsteuergesetz* heißt das neue Elaborat kirchlichen Gestaltungswillens. Drastische Einsparungen an Stellen binnen weniger Jahre. Weil es kaum noch Nachwuchs gibt und die momentan kommode Einnahmensituation sich schon bald verändern dürfte.

Aber keine Vision, kein Aufbruch, keine Investition in ein mögliches Morgen. Sitzenbleiben, bis alles zum Erliegen kommt.

Ein Gott, der sitzenbleibt, wird nichts bewirken. Es ist ein Irrbild, wenn wir glauben, wir würden durch irgendwen oder irgendwas von da oben aus regiert. Das Jenseits, es ist nicht unten und nicht oben, es ist eine geheime Kraft, die – wenn wir sie lassen – diesseits in uns wirkt. Das soll nicht heißen, wir seien unseres eigenen Glückes Schmied. Dorothee Sölle hat einmal gesagt: „Gott hat keine anderen Hände als die unseren.“ Das ist ein guter Satz, nur sollte er nicht ohne Kontext bleiben, sonst reduziert sich der Gedanke zu einem reinen Aufruf zur Agitation und kann wiederum menschliche Allmachtsphantasien schüren. Dessen war sich auch Dorothee Sölle bewusst.

Klar müssen wir aufstehen und losgehen, aber auch mal ruhen, vielleicht sogar mal dem Leben nachsinnend sitzen und unserer Grenzen eingedenk werden. *Keine anderen Hände als die unseren?* Lieber möchte ich formulieren: „Gott, oder sagen wir *das Göttliche* oder sagen wir *das Sein selbst* oder *das Geheimnis allen Lebens*. Gott ist vielleicht überall. Doch seine Kraft ist vor allem die Kraft der Liebe in unser aller Herzen.“ Gott regiert nicht. Gott gibt und nimmt und liebt.